

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

266 (14.11.1907) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 54

Durch wessen Hand.

Kriminalroman von Friedrich Thieme.

45) (Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Der Präsident brachte eine elegante Ledermappe herbei, in welcher die Zeitungsausschnitte sauber eingeklebt und chronologisch geordnet zur jederzeitigen Einsicht bereitlagen.

Das Datum lag wenige Monate über achtzehn Jahre zurück. Aus dem Zeitungsbericht erfuhr Ulrich zunächst, daß die Gerichtsverhandlung drei Tage gedauert hatte, daß gegen neunzig Zeugen geladen waren und hunderte von Zuschauern aus Oppeln und der weitesten Umgegend herbeigeströmt waren.

Oberberggrat Richard von Mednau, auf eine halbe Million Mark geschätzt, Abkömmling einer reichen und angesehenen Familie stand im 68. Lebensjahre, als er sich zum drittenmale verheiratete. Er galt als ein schneider, pflichttreuer, aber nicht gerade nachsichtiger Beamter, der sich bei seinen Untergebenen keiner besonderen Beliebtheit erfreute und auch als Ehemann nicht gerade das Urbild eines lebenswürdigen und zärtlichen Gatten abzugeben haben sollte.

Nach achthjährigem Witwenleben führte der Oberberggrat eine dritte Gemahlin in sein verwaistes Haus; nicht weil er ein tieferes Bedürfnis nach weiblicher Pflege empfunden hätte — er war ein Mann von wahrhaft spartanischen, schroffen Gewohnheiten — oder weil für die Wirtschaft die Rettung einer Hausfrau notwendig gewesen wäre, sondern weil er während eines Besuches in Biegnitz von einer wahnwitzigen Leidenschaft für die Tochter eines Prokuristen Walter ergriffen wurde und alle Hebel in Bewegung setzte, das schöne und als außerordentlich edel und lebenswürdig bekannte Mädchen zu erobern.

Martha Walter zählte erst zweiundzwanzig Jahre. Ihr Vater lebte schon seit sechs Jahren nicht mehr; nach seinem Tode war die Witwe Walter mit ihrer damals siebzehnjährigen Tochter und einem um einige Jahre jüngeren Sohn von Breslau nach Biegnitz, ihren Heimatsort, gezogen, wo sie in dem bescheidenen Hause des Lehrers Rober ein kleines Logis mietete. Mutter und Tochter mußten fleißig arbeiten, um die kleine Wirtschaft zu erhalten, da die karge Pension, die der ehemalige Chef ihres Mannes ihr bewilligt, nur etwa zur Bestreitung der Miete, der Feuerung und Beleuchtung ausreichte.

Martha zeignete sich durch so außergewöhnliche Schönheit aus, daß sie weit und breit Bewunderung erweckte und durch ihr gewinnendes Aussehen weit bekannter wurde, als ein Mädchen in ihrer dürftigen Lage sich für gewöhnlich dessen rühmen kann. Bald schon fanden sich annehmbare Bemerkungen für das herrliche Geschöpf. Wenn aber Martha für schön gelten mußte, so rühmte man noch mehr ihr bescheidenes, schlichtes Wesen. Weder kokett noch eitel wies

sie alle, auch die verlockendsten Anträge zurück. Ihr junges Herz hatte bereits entschieden — sie war im Stillen mit dem Sohn ihres Hausherrn, dem talentvollen Musiker Egbert Rober, verlobt, mit dem sie die innigste Liebe verband.

Egbert hegte wohl manchmal Besorgnisse, wenn er Zeuge der Guldigungen sein mußte, die man seiner Braut von allen Seiten erwies, und die trotz ihres zurückgezogenen Lebens den Weg zu ihr zu finden wußten. Das junge Mädchen hielt jedoch treu zu ihm, obgleich er ein armer Schüler war. Jahr auf Jahr verging, ohne daß er ein für die Führung eines Hausstandes hinreichendes Einkommen zu schaffen vermochte. Von hoher Begabung, war er doch zu arm, um seinem Talent zur Geltung zu verhelfen. Vielleicht mangelte seinem weichlichen Charakter auch die erforderliche Beharrlichkeit und Energie, er war keine Kampfnatur und leicht zurückgeschreckt und entmutigt. Viele Hoffnungen und Enttäuschungen flossen so an den Liebenden vorüber, mit tiefem Kummer betrachtete Martha die Verzweiflung des geliebten Mannes; ihr eigenes Herzblut hätte sie darum geopfert, um ihm die gebührende Anerkennung schaffen zu können.

So hatte sie ihm wenigstens oft erklärt. Um so erstaunter waren daher alle Bekannten der beiden Familien, als eines Tages das Gerücht entstand, Martha Walter habe sich mit dem reichen Oberberggrat von Mednau, dem ersten Beamten eines in der Nähe von Oppeln gelegenen großen Betriebes, verlobt. Und das Gerücht sprach die Wahrheit. Der alte Oberberggrat hatte Martha in einem Konjert gesehen, und sofort war eine rasende Liebe zu ihr in seinem Herzen erwacht. Auf seinen Reichtum pochend, betrieb er seine Werbung mit ungestümem Eifer; das erste Mal abgewiesen, wiederholte er seine Anträge beharrlich, jedesmal von neuem die Vorteile, die er einer Frau bieten könne, an den Fingern abzählend. Allmählich zeigte sich ihm das junge Mädchen geneigter, und endlich schenkte sie seinem Antrag Gehör, obwohl offenbar nach langem und hartem inneren Kampfe, wie die unendlichen Tränen bewiesen, die sie während dieser Zeit vergoß. Viele, besonders die Frauen, verurteilten sie ihrer Untreue wegen scharf, andere wieder, namentlich die Männer, entschuldigten sie. In der Tat ließ sich manches zu ihrer Rechtfertigung sagen. Ihr Bräutigam, der Musiker Rober, sah sich jetzt, nach fünfjährigem Verlöbniß, noch nicht in der Lage, Wort zu halten, und Gott allein mochte wissen, wann es je der Fall sein würde. Martha war nun zweiundzwanzig Jahre alt, und die Bezeichnung „ewige Braut“ tönt nicht angenehm in die Ohren eines jungen Mädchens. Sie sah ihre Reize welken und ihre Jugendblüte dahingehen; bange Besorgnis wegen der Zukunft mußte ihr Inneres erfüllen. Und zu alledem eine für ein armes Mädchen so verführerische Aussicht! Eine halbe Million Vermögen — welche glanzvolle Rolle garantierte ihr die Stellung und der Besitz ihres Gatten in der Gesellschaft! Dazu die Vertauschung ihres bürgerlichen Namens mit dem einer Freifrau von Mednau! Freilich, der Mann war alt, aber manche Leute meinten lachend, deshalb gerade habe sich das schlaue Fräulein wohl um so leichter entschlossen, ein alter und nicht allzu gesunder Mann verprieht nicht mehr lange zu leben. Ihre Mutter mochte ihr auch zugeredet haben, da sie immer älter wurde und nicht mehr viel verdienen konnte, ebenso der Bruder, der von einer guten Heirat seiner Schwester die Mittel zum Besuch des Polytechnikums erhoffte.

Ihr Bräutigam Rober gebärdete sich wie verzweifelt, er zerriß den Brief, in dem sie ihr Vorhaben mitteilte und das selbe ausführlich begründete, nachdem er nur die ersten entscheidenden Sätze gelesen, in Stücke. Von nun an kannte er die Ungetreuen nicht mehr. Martha zog auch alsbald mit ihrer Mutter nach Oppeln, wo sie nach wenigen Wochen dem Oberberggrat angetraut ward. Allerdings als eine richtige Braut „gefret in Tränen“, denn sie war

Die Stammer sah jedoch die Entleerung sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht für zu unbedeutend an. Die demnächstigen Wahlen bilden zwar den Anfang des Liedes, ihr Gedanke lehrt aber auch zum Beispiel in der dritten Strophe des Liedes: „Lach dich nicht foppen! Trink' man noch 'n Schoppen!“

Und der angebliche Nachdrucker hatte auch nur die Stelle vom Henkeltöpfchen als Aufschrift verwendet, nicht den charakteristischen Refrain:

„O Susanna, wie ist das Leben doch so schön, O Susanna, wie schmeckt das Bier so schön.“

So wurde keine unzulässige Verbielfältigung angenommen und auf Grund dieses Gutachtens das Nachdruckverfahren eingestellt. Auch eine Beschwerde des Anzeigenden bei der Oberstaatsanwaltschaft blieb hernach ohne Erfolg.

Der Fleischgenuss in England ist nach einer Statistik des Landwirtschaftsamts fortwährend im Steigen begriffen. Unter allen Lebensmitteln hat die Fleischzufuhr am meisten zugenommen. Jeder Bewohner Großbritanniens ist heute doppelt so viel Fleisch als vor zwanzig Jahren. Dabei hat die Viehzucht in England selbst nicht nachgelassen. Der Mutterverbrauch hat um 60 Proz., der Milchverbrauch um 40 Proz., d. h. um hundert Millionen Gallonen zugenommen. Im Jahre 1906 sind 2204 Millionen frische Eier und 18 Millionen Zentner geschlachtetes Fleisch in England importiert worden.

Der Streit um den Niagara. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat einen Gesetzentwurf zur Beschränkung der industriellen Verwendung der Wasserkräfte des Niagara eingebracht. Der Entwurf hat eine heftige Zeitungsfehde hervorgerufen. Auf der einen Seite stehen die Beschüher der landschaftlichen Schönheit dieses größten Wasserfalls der Welt, oder Leute, welche unter diesem Deckmantel rein finanzielle Ziele, z. B. Hotelspekulationen, verfolgen. Auf der andern Seite steht das industrielle Kapital, dem die Naturschönheiten dieses Falles sehr gleichgültig sind. Immerhin ist es sehr interessant, was die große technische Zeitschrift „Electrical World“ gegen den Gesetzentwurf vorbringt. Nach den Ausführungen dieser sehr ersten Zeitschrift sind am Niagarafall verfügbar insgesamt 3500 Millionen Pferdekraft. Eine volle Ausnützung dieser Wasserkräfte würde einer Ersparnis von 122 Millionen Dollars und einem Wenigerverbrauch von 50 Millionen Tonnen Kohlen im Jahr gleichkommen. Wenn diese Ersparnisse wirklich der Volksgesundheit und dem allgemeinen Wohlstande zugute kämen, dann würde man sich die Frage wohl doch sehr reiflich überlegen müssen. Allein, wie die Dinge jetzt liegen, handelt es sich doch fast nur um die Bereicherung großer Millionäre und Milliardäre.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“

Zwei Ehrenmänner. Vater der Braut: „Nach den Erkundigungen, die ich über Sie eingezogen habe, glaube ich Sie unbedenklich in meine Familie aufnehmen zu können!“ — Bewerber (für sich): „Na, muß das aber 'n Kump sein!“

Fatal. Fremder (die Rechnung revidierend): „Da haben Sie sich zweimal geirrt, Kellner; einmal zu Ihren und einmal zu meinen Gunsten!“ — Kellner (bestürzt): „Zu Ihren Gunsten . . . wo?“

Unangebrachte Ermahnung. Lehrerin (bei einem Ausflug per Bahn): „Kinder, gebt acht während der Fahrt durch den Tunnel!“ — Elsa: „Aber, Fräulein, es ist ja kein Herr im Coupe!“

Gewohnter Anblick. „Dem Privatier Malzhuber muß es doch schwer angekommen sein, sich in seinem Alter noch an eine solide Hauslichkeit zu gewöhnen?“ — „O mein, der fühlt sich ganz glücklich! Er hat nämlich eine Kellnerin aus seinem Stammlokal geheiratet.“

Auch ein Beruf. Dame (zu ihrer Freundin, einer Schriftstellerin, die plötzlich berühmt geworden ist): „— und was macht denn eigentlich dein Mann?“ — Schriftstellerin: „Mein Mann? — Der ruht auf meinen Lorbeeren aus!“

Druck von G. & C. E., Karlsruhe i. B.

Appetit und Kaffee. Der Kaffee verlegt den Appetit, und zwar wird das Genußbedürfnis auf Kaffee selbst schon nach einer auffallend kurzen Zeit und schon nach einer verhältnismäßig geringen Menge Kaffee gestillt, wie uns Dr. Wilhelm Sternberg (Berlin) in der „Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie“ auseinandersetzt. Dabei ist es auffallend, daß diese Wirkung sogar ziemlich lange anhält. Die Verführung zu übermäßiger Fortsetzung nach dem Genuß besteht also beim Kaffee nicht wie beim Alkohol. Daher kommt es auch, daß eine Gewöhnung nicht so leicht eintritt, ein weiterer Vorzug vor dem Alkohol und Morphium. Wie bei allen Nahrungsmitteln läßt auch beim Kaffee und Koffein allmählich die Wirkung wohl etwas nach, aber nicht in erheblichem Maße. Außerdem befriedigt auch der Kaffee den Bedürfnis nach anderen Nahrungsmitteln. Kaffee ist also ein unwahrer Freund des Menschen, der mit Vorspiegelung falscher Tatsachen arbeitet. Er „verdirbt“, „berlegt“ den Appetit, er „zechet“, wie der Volksmund sagt, aber nicht in vorteilhafter Weise.

Gesundheitspflege.

Ein gutes Färbemittel für Cremegardinen ist folgendes: Man brüht ein Stück Feigenlaffe auf, gießt die Flüssigkeit nach einigen Minuten sorgfältig durch Filtrierpapier und verbünnt sie je nach Wunsch mit kaltem Wasser, worin die Gardinen alsdann geschwenkt werden. Bei dieser Methode ist es ratsam, die Gardinen nicht mit der Hand auszudrücken, sondern sie einigemale durch die Wringmaschine gehen zu lassen, damit keine Streifen entstehen; auch dürfen die Gardinen nie trocken in das färbende Wasser gelegt werden, die Färbung wird sonst leicht eine unregelmäßige.

Allerlei.

Susanna und das Henkeltöpfchen. Mit dem Schutze der „Susanna“ und des „Henkeltöpfchens“ hat sich die königliche Sachverständigenkammer für Literatur und Tonkunst beschäftigt. Es handelt sich um den volkstümlichen humoristischen Rheinländer. Ein Keramiker hatte das Recht erworben, mit dem flotten Text seine Krüge, Töpfe usw. zu schmücken; er wählte dazu beispielsweise die Verse:

„O Susanna! wie ist das Leben doch so schön“

„O Susanna! wie schmeckt das Tröpfchen schön —“

„Trink' n wir noch ein Tröpfchen“

„Zammer noch ein Tröpfchen“

„Aus dem kleinen Henkeltöpfchen.“

Ein Kaufmann in einem anderen Städtchen machte ihm das nach und brachte seinerseits Tausende solcher Krügelchen in den Handel. Gegen ihn klagte nun die berechnete Firma auf Nachdruck und Beschlagnahme, und die Staatsanwaltschaft ersuchte die Sachverständigenkammer um ein Gutachten, das in der Sache von Geheimrat Daude herausgegebenen großen amtlichen Sammlung mit veröffentlicht ist. Die Kammer mußte zwar die Frage, ob das Lied selbst einen Schutz genieße, bejaßen, da es auf Umfang oder geistigen Wert der Arbeit nicht ankomme. So sind auch früher schon literarisch minderwertige Produkte, wie das Ständchenquartett, „Herzliebchen unter dem Nebendach“ und das Lied „So wie du“ (der Schunkelwalzer), für Schutzberechtigte Arbeiten erklärt worden, ebenso vom Reichsgericht die einstigen kleinen Gedichte der „Goldenen Hundertzehn“. Es fragte sich dann, ob in dem Fall der Susanna ein teilweiser Nachdruck vorliege. Ein solcher war nach der Praxis des Reichsgerichts und der Sachverständigenkammer nur dann anzunehmen, wenn es sich um einen irgendwie erheblichen Teil des Originals handelte.

